



Aus Freude am Lesen

Harald Martenstein erzählt von den Lieben und den Liebhabern einer Frau, von den verschiedenen Spielarten der Zuneigung, vom Wunsch nach Nähe und Distanz, von der ganzen Bandbreite der Gefühle.

Dabei lernen wir diese Frau durch die Augen der 23 Männer ihres Lebens kennen, die großspurig, skrupellos, sensibel, nachtragend, manchmal auch liebevoll und großzügig sind. Die Geschichten und Situationen ergänzen sich, zeigen Verhaltensmuster, sind komisch oder herzerreißend, ergeben eine Sittengeschichte im Privaten – aber sie sind vor allem eins: genau beobachtet.

HARALD MARTENSTEIN, geboren 1953, ist Autor der Kolumne »Martenstein« im *ZEITmagazin* und Redakteur beim Berliner *Tagesspiegel*. 2004 erhielt er den Egon-Erwin-Kisch-Preis. Sein Roman »Heimweg« wurde 2007 mit der Corine ausgezeichnet, 2010 erhielt er den Curt-Goetz-Ring.

HARALD MARTENSTEIN BEI BTB

Heimweg. Roman (73864)

Männer sind wie Pfirsiche. Subjektive Betrachtungen über den Mann von heute mit einem objektiven Vorwort von Alice Schwarzer (73927)

Der Titel ist die halbe Miete. Mehrere Versuche über die Welt von heute (74088)

Harald Martenstein

Gefühlte Nähe

Roman in 23 Paarungen

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*

liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2012,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2010 by C. Bertelsmann Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem Um-

schlagentwurf von R·M·E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI –Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74414-5

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

Einmal in der Woche traf Rühl sich mit Sybille Bär, einer geschiedenen Kollegin aus dem Droste-Hülshoff-Gymnasium, und schlief mit ihr, was er sehr angenehm fand. Mit seinem großen Projekt, einem Liebesroman, war Rühl seit Monaten nicht vorangekommen. Ihm fehlte die innere Ruhe. Auf den Straßen wurde demonstriert, Terroristen verübten Anschläge. Die Amerikaner hatten den Mond erobert, an der Eroberung von Vietnam waren sie gescheitert. Das Ende des Krieges konnte nur noch eine Frage von Monaten sein. Rühl hatte den Eindruck, dass dies eine aufregende Zeit war, aber ihm fehlte der Zugang zu diesen Dingen. Er konnte sich für die Zukunft nicht begeistern. Trotzdem las er gründlicher Zeitung als früher und schaute regelmäßig die Nachrichten im Fernsehen. Allmählich schien die Unruhe auch die Schule zu ergreifen, manchmal sah er am Morgen vor dem Schultor junge Männer, wahrscheinlich Studenten, die Flugblätter verteilten. Einmal hatte auch er ein Flugblatt genommen. Die Männer verlangten, dass verhaftete Terroristen als Kriegsgefangene angesehen würden.

Rühls Unterricht war beliebt. Er hörte das von Kollegen. Stolz war er darauf nicht, seiner Ansicht nach war er kein guter Lehrer. Die Schüler wurden von ihm in Ruhe gelassen, das mochten sie. Er ging in das Klassenzimmer,

grüßte, setzte sich und sprach nahezu die gesamten fünf- undvierzig Minuten lang. Nur selten stellte er eine Frage. Während er redete, malte er auf einem Blatt Papier, das vor ihm lag, geometrische Figuren. In der ersten Stunde hatte er gesagt: »Sie können mir zuhören, Sie können es auch lassen. Wenn Sie während des Unterrichts etwas anderes tun möchten, setzen Sie sich bitte nach hinten und versuchen Sie, leise zu sein.«

Rühl trug immer einen Anzug. Er sprach halblaut, sodass er nur in den ersten Reihen gut zu verstehen war. Die meisten Schüler lasen, machten Hausaufgaben für andere Fächer oder unterhielten sich. Wenn ihm das Gesumm der Gespräche zu laut wurde, verstummte Rühl für einige Minuten, er stand dann auf, ging zum Fenster und schaute hinaus, bis es ruhiger geworden war.

Zu dieser Zeit behandelte er Kleist, einen Dichter, den er heimlich verachtete, nicht wegen seines Werkes, das natürlich hochrespektabel war, sondern wegen seines theatralischen Endes. Heinrich von Kleists Selbstmord am Wannsee, mit dem er die Welt und seine große Liebe zu beeindrucken versuchte – nun, das war dumm, aber letztlich seine Sache. Kleist hatte allerdings eine junge Frau, Henriette Vogel, die er noch gar nicht lange kannte, dazu überredet, mit ihm in den Tod zu gehen. Diese Frau war verheiratet, hatte ein Kind, war allerdings schwer krank und dementsprechend verzweifelt, das ideale Opfer für einen Romantiker, der Blut sehen will. Kleist hatte zuerst Henriette Vogel erschossen, dann erst Hand an sich selber gelegt. Henriette Vogel war eine Geisel, die hingerichtet wurde, um die Welt zur Hochachtung für einen überspannten Literaten zu erpressen. Starke Gefühle und Revolutionen führten nach Rühls Ansicht im Allgemeinen zum gleichen Ergebnis, Terror und Unglück.

Wer kann schon die Grenze ziehen zwischen sogenannter Liebe und Narzissmus? Sicher ist bei so etwas nur, dass es Verluste gibt, der Gewinn ist ungewiss.

In Rühls Roman sollte es um ein Paar gehen, das zu Beginn leidenschaftlich verliebt und vollkommen unglücklich ist, am Ende sollten sie einander gleichgültig und hochzufrieden sein.

Die Liebe, das war natürlich etwas, das fast alle anstreben, eine Utopie, ein Ideal. Rühl hatte vor, dieses Phänomen mit anderen Utopien und Idealen zu vergleichen, dem Sozialismus, dem Frieden, dem Wohlstand für alle. Diese Ziele klangen alle gut und entfalteten trotzdem in der Regel eine destruktive Wirkung, wenn man sie zu ernst nahm. Viel weiter war er mit seinen Überlegungen noch nicht gekommen.

Der Klassenfahrt sah Rühl mit bösen Ahnungen entgegen. Die Schüler würden abends in ihren Zimmern trinken und feiern, von ihm würde man erwarten, dass er auf die Einhaltung der Regeln bestand. Er würde laut werden müssen und dabei lächerlich wirken, vielleicht würde er auch den Dingen ihren Lauf lassen und hinterher von den Eltern und dem Direktor mit Vorwürfen überzogen werden. Ein erfreulicher Verlauf der Klassenfahrt lag jenseits seiner Vorstellungskraft. Die zweite Begleitperson, eine Kollegin kurz vor der Pensionsgrenze, Sport und Biologie, war zum Glück eine resolute Person, auf ihr ruhten Rühls ganze Hoffnungen.

Sie fuhren zu einer Burg am Rhein, die zu einem Begegnungszentrum und Schullandheim ausgebaut worden war. Am ersten Nachmittag besichtigten sie ein römisches Kastell, was die Schüler mit erwartungsfroher Gelassenheit über sich ergehen ließen. Der Rest des Tages war mit der Verteilung der Betten in den Zimmern ausgefüllt, ein stundenlanges Hin und Her, Geschrei, Palaver. Zwei- oder drei-

mal wurde Rühl gebeten, einen Streit zu schlichten, aber er zuckte nur mit den Achseln. Entweder wurde so etwas von den Lehrern entschieden, oder die Schüler organisierten es selber. Darum hatten sie gebeten, er hatte zugestimmt, was wollten sie jetzt von ihm.

Beim Abendessen saßen die Kollegin und er an einem separaten Tisch. Die Herbergseltern trugen Wurst, Käse und Mixed Pickles auf.

Rühl hätte gern ein Bier getrunken. Aber er wollte kein schlechtes Beispiel geben, also holte er sich eine Flasche Zitronenlimonade und trug seinen Namen in die Liste ein, die neben den Getränkekisten an der Wand klebte. Vier Tage sollte der Aufenthalt dauern, bis zum Donnerstag. Rühl hatte, um nicht in den letzten Kriegstagen noch an die Front geschickt zu werden, als sehr junger Mensch vier Tage in einem Luftschutzbunker verbracht, angeblich verletzt, mit einem dicken Kopfverband, ohne Toilette, das habe ich auch überstanden, sagte er sich. Den Freitag würde er zum Glück frei haben. Er nahm sich vor, Sybille Bär anzurufen und sich für den Freitagabend mit ihr zu verabreden.

Als er in sein Zimmer eintrat, eigentlich eher eine Kammer, am Ende des Ganges, sah er, dass auf seinem Bett ein Päckchen lag. Es war etwas kleiner als eine Schokoladentafel und sehr bunt. Auf dem Papier klebten bunte Prillblumen. Das Päckchen enthielt eine Musikkassette und einen Brief.

»Lieber Dr. Rühl! Ich hoffe, die Musik gefällt Ihnen. Seien Sie nicht böse. Sie sind mein Lieblingslehrer. Es war an der Zeit, dass ich auch einmal etwas für Sie tue. N.«

In den beiden Klassen gab es nur zwei Mädchen, deren Vornamen mit einem »N« begannen, eine Schüchterne, Unscheinbare, Dämliche und eine gazellenhafte, ständig von

Jungs umschwärmte Schönheit, obendrein die beste Schülerin des Jahrgangs. Dies hier passte wohl eher zu dem dämlichen Exemplar. Trotzdem war Rühl sicher, dass seine Verehrerin die schöne, kluge N. aus der Unterprima B war. Diese N. gehörte zu der Handvoll Schüler, die bei ihm immer in den vorderen Reihen saßen und ihm, bis auf Doubek, konzentriert zuhörten. Kein Wunder, N. war ehrgeizig und stand fast überall auf eins, auch bei Rühl. Neben ihr saßen meistens ein gewisser Benno, unauffällig, faul, aber nicht dumm, und der bei allen Kollegen gefürchtete Doubek, renitent, laut, böseartig, demnächst hoffentlich zum zweiten Mal sitzen geblieben und von der Schule verwiesen. Wenn N. in der Nähe war, betrug Doubek sich allerdings fast muster-gültig, in Rühls Stunden tat er so, als lese er in den Schriften von Mao Tse-tung. Beide Jungen waren so offensichtlich in N. verliebt, dass sogar Rühl es bemerkte.

Der Brief war, wenn man einmal darüber nachdachte, harmlos. Die Abkürzung des Namens, nun, das war ein romantisches Klischee, bei Kleist findet sich das auch, die Marquise von O., eigentlich gab nur dieses Detail dem kleinen Brief eine frivole Note. War es verboten, Geschenke von Schülern entgegenzunehmen? Das hing wahrscheinlich vom Wert des Geschenks ab. Rühl beschloss, die Sache auf sich beruhen zu lassen, wahrscheinlich tat er damit sogar das pädagogisch Richtige. Die Kassette zurückzugeben wäre ein pathetischer Akt gewesen, demütigend für die Schülerin, peinlich für ihn selbst.

Rühl hörte aus dem Aufenthaltsraum Lachen und das Klirren einer zerberstenden Bierflasche, dann dröhnte die Stimme seiner Kollegin, ein kräftiger, tiefer, Alt, fast schon Tenor. Danach war Ruhe. Sie hatten verabredet, dass sie sich die nächtliche Aufsicht teilten, nur im äußersten Not-

fall würde man sich gegenseitig zu Hilfe rufen. Rühl schlief ein.

Beim Frühstück stieß er, als er sich an der Theke ein zweites Könnchen Kaffee holte, beinahe mit N. zusammen, die einen Teller mit Käse und Marmelade trug. N. lächelte ihn an.

Rühl sagte: »Vielen Dank, Sie wissen schon, wofür, das hat mich sehr gefreut.« N. antwortete: »Ich mag Sie, weil Sie kein Angeber sind. Sie durchschauen diese ganze Scheiße. Sie stehen über den Dingen.«

Rühl spürte, dass er rot wurde. Außerdem bemerkte er, dass sie, nur zwei oder drei Meter entfernt, von Doubek beobachtet wurden. Vielleicht hatte Doubek ihren Dialog mitgehört. Rühl sagte: »Das ist schön«, und ging. Stand er über den Dingen? So hatte er es noch nie betrachtet. Ja. Eigentlich stimmte es.

Am Vormittag fuhren sie mit einem Reisebus nach Koblenz, zum Deutschen Eck, nachmittags trugen die Schüler ein Tischtennisturnier aus. Doubek siegte. N. gehörte zu einer Gruppe von Schülern, die sich nicht für Tischtennis interessierten und eine kleine Wanderung hinunter zum Rheinufer unternahmen, begleitet von der Kollegin. Rühl versuchte, über den Dingen zu stehen.

Beim Abendessen setzten sich N. und ein anderes Mädchen an Rühls Tisch, vorher fragten sie um Erlaubnis. Rühls Kollegin lud sie mit einer Handbewegung ein, kein Problem, gerne. Rühl sprach mehr als üblich. Später, als die Schüler sich in den Burghof setzten, redeten, lachten und heimlich Bier tranken, holte Rühl sich aus seinem Zimmer ein Buch, setzte sich auf eine Treppe, von der aus er die Schüler im Blick hatte, und las. N. sprach mit dem Mädchen, das mit ihr am Abendbrottisch gesessen hatte, und schaute von Zeit zu

Zeit zu ihm. Einmal ging Doubek zu ihr, nach einigen Minuten begannen sie zu streiten, das zweite Mädchen mischte sich ein, Doubek stand auf und verzog sich. Rühl fragte sich, ob er der Anlass für den Streit war. Dass N. mit ihm flirtete, hatte Doubek wahrscheinlich mitbekommen. Andererseits, was war schon passiert? Nichts.

Um zweiundzwanzig Uhr sollte die Nachtruhe beginnen. Rühl ging zu den Schülern und erinnerte sie daran, es gab ein leises Murren, aber keinen ernsthaften Widerstand. Alle gingen, wenn auch demonstrativ langsam, zu den Waschräumen und in ihre Zimmer. Auch Rühl ging in seine Kammer. Eine Weile lang waren noch Gespräche und Lachen aus den Schülerzimmern zu hören, dann wurde es leiser.

Als es klopfte, war Rühl gerade eingeknickt, er schaute auf die Uhr, es war ungefähr halb zwölf. Rühl öffnete die Tür und sah N., sie trug ein ärmelloses Hemd und ein Höschen, auf dem Hemd waren lachende kleine Hasenfiguren zu sehen.

»Ich habe Angst, mir ist unheimlich, darf ich zu Ihnen kommen?«

Rühl fragte sie, wo die anderen Mädchen aus ihrem Zimmer seien.

»Die anderen sind alle bei den Jungs und spielen Karten.«

Rühl trat zur Seite, N. schlüpfte in seine Kammer. Damit war eindeutig die Grenze des Erlaubten übertreten. Rühl fragte sich, was er stattdessen hätte tun sollen. N. zurückzuweisen hätte ein Gespräch erfordert, womöglich ein längeres, Argumente, Gegenargumente, während all dieser Zeit hätte das leicht bekleidete Mädchen barfuß vor seiner Tür gestanden.

Sie einzulassen war einfacher und unauffälliger. Reden konnten sie auch in seiner Kammer.

Als N. die Kammer wieder verließ, glaubte er, im Dunkel des Gangs das Gesicht Doubeks zu erkennen, hinten, in Richtung der Toiletten. Aber das war vielleicht auch nur ein Hirngespinnst. Er machte sich zu viele Gedanken wegen dieses Jungen. Schon in ein paar Wochen würde Doubek die Schule wechseln müssen.

Es musste inzwischen zwei oder halb drei sein. Rühl hätte gern ein Foto von seiner Kammer gemacht. Das zerwühlte Bett, die Blutspritze, die umgestürzte Flasche Rotwein, es sah wie arrangiert aus, Spitzweg auf Abwegen. Dabei war es gar nicht so verrückt gewesen. Das Mädchen hatte, obwohl es den entscheidenden ersten Schritt tat und ihn küsste, erwartungsgemäß wenig Erfahrung, und er war in diesen Dingen weder besonders einfallsreich noch besonders aktiv. Das war ihr aber bestimmt nicht aufgefallen.

Was nun? Rühls schlechtes Gewissen hielt sich in Grenzen. Er hatte N. nicht verführt, er hatte ihr auch nichts Schlimmes angetan, ein traumatisches Erlebnis konnten die letzten zwei Stunden jedenfalls nicht gewesen sein. Es war eher ein bisschen langweilig gewesen.

Rühl hörte, dass bei den Jungen gelacht wurde, er hörte auch das Klirren von Gläsern. Er zog sich notdürftig an und kämmte sich. »Dass jetzt aber Ruhe ist!«, schrie Rühl in das Jungenzimmer hinein. »Sonst geht es morgen wieder nach Hause!« N. war nicht in dem Zimmer.

Am nächsten Morgen entschuldigte sich Rühl bei seiner Kollegin, er könne nicht am Frühstück teilnehmen. Er fühle sich nicht wohl, er müsse zur Apotheke. Den Fußweg zum Ort, der normalerweise eine halbe Stunde dauerte, schaffte er in zwanzig Minuten. Vor einer Telefonzelle wartete er bis zur ersten großen Pause. Dann rief er Sybille Bär in ihrem Lehrerzimmer an.

Sie solle bitte kommen. Er brauche sie. Er sei in eine dumme Geschichte hineingeraten. Eine Schülerin schwärme für ihn, sie bedränge ihn, ohne dass er sie dazu ermutigt habe, alles Weitere wolle er ihr erzählen, wenn sie erst einmal da sei.

»Wenn ich dich richtig verstehe«, sagte Sybille Bär leise, »dann soll ich dich vor einer wild gewordenen Lolita beschützen? Ich habe morgen drei Stunden Unterricht. Das wird nicht so einfach sein.«

Rühl sagte, es sei sehr wichtig.

Auf dem Weg zurück zur Burg wurde sich Rühl zum ersten Mal darüber im Klaren, dass er gerne Lehrer war. Er wollte nicht, dass diese Geschichte ihm zum Verhängnis wurde. Er war wohl doch kein ganz schlechter Lehrer, die Tatsache, dass N. für ihn schwärmte, war ein Beweis dafür.

Die Schüler spielten im Burghof Völkerball. Am Nachmittag standen eine Bootsfahrt und ein Besuch der Loreley auf dem Programm. Rühl ging zu seiner Kollegin, er entschuldigte sich ein zweites Mal. Es ginge ihm jetzt besser.

Er setzte sich auf Treppenstufen. N. beteiligte sich nicht an dem Völkerballspiel, sie stand mit ihrer Freundin ein paar Meter entfernt unter einem Baum und sah zu ihm, mit der linken Hand deutete sie ein Winken an. Rühl nickte zurück, mit einer verhaltenen, vorsichtigen Bewegung, die N. vielleicht gar nicht bemerkte. Beim Mittagessen wartete er, bis N. ihr Tablett beladen und sich gesetzt hatte, dann wählte er einen Platz, der weit von ihr entfernt war, er setzte sich zu einigen Jungen.

Nach dem Essen rauchte er in dem sich langsam leerenden Speiseraum eine Zigarette. Er bemerkte N. erst, als sie sich bereits neben ihn gesetzt hatte.

»Was ist denn los? Bist du böse auf mich?« Sie legte ihre Hand kurz auf seine Hand.

Rühl war fassungslos. Dem Mädchen musste doch klar sein, in welcher Situation er sich befand. Allein schon, dass sie ihn duzte. Das allein schon.

Rühl sagte: »Wir können über alles reden, wenn wir wieder zurück sind. Jetzt geht das nicht.«

N. sagte: »Es war wunderschön. Genauso schön habe ich mir das erste Mal vorgestellt. Ich bin total verliebt in dich.«

Rühl lächelte sie mühsam an. Er spürte, dass er schwitzte. Dieses Kind. Diese lächerliche Klischeesprache. Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Während des Nachmittags gelang es ihm, Begegnungen mit N. zu vermeiden. Auf dem Boot sprach er fast eine Stunde lang mit dem Kapitän über Flussschiffahrt, er ließ sich jedes Verkehrszeichen am Ufer erklären, jede Boje, jeden Strudel. An der Loreley dagegen hielt er einen längeren Vortrag. Doubek stand langhaarig und ungepflegt in der ersten Reihe. Rühl spürte, dass Doubek ihn fixierte. In Doubeks Augen las er einen Hass, wie er ihn, soweit er sich erinnerte, bei einem Schüler noch nie bemerkt hatte.

Als sie wieder in der Burg ankamen, regnete es. Im Hof parkte ein Karman Ghia. Sybille Bär saß im Speisezimmer, der Herbergsvater hatte für sie den Fernseher angemacht. Rühl umarmte Sybille Bär, die gelassene Zuversicht ausstrahlte, und stellte sie seiner Kollegin vor. »Meine Freundin«, sagte er, »hat zufällig in der Gegend zu tun. Sybille, ist das nicht ein wundervolles Fleckchen Erde? Du müsstest es erst einmal sehen, wenn die Sonne scheint.«

Er zeigte Sybille Bär kurz den Blick über das Rheintal, dann holte er ihren kleinen Koffer aus dem Auto und trug ihn nach oben. In der Kammer, die er sorgfältig aufgeräumt

hatte, legte er den Koffer aufs Bett. Rühl fühlte sich erleichtert und beschämt. Warum war er so schwach? Warum? Ich kann mich nicht dauernd verstecken, dachte Rühl. Ich muss etwas tun, ich muss endlich aktiv werden.

Als er wieder nach unten kam, saß N. im Speisezimmer neben Sybille Bär und redete auf sie ein. Sybille Bärs Hand lag auf N.s Schulter. Sie hörte konzentriert zu, mit dem Anflug eines höflichen Lächelns. Der Fernseher lief immer noch.

Rühl sagte: »Habt ihr euch miteinander bekannt gemacht. Fein.«

Beide schauten ihn an. Alle drei schwiegen. Plötzlich spürte Rühl, wie in ihm etwas aufriss, wie eine Wunde, und sich unmittelbar danach wieder zusammenzog. Ihm wurde übel. Er murmelte ein paar Worte, die er selber nicht verstand, stützte sich mit einer Hand am Türrahmen ab, machte kehrt und ging wieder nach oben; dort schloss er sich, neben seiner Schlafkammer, in der Toilette ein. Er weinte vor Wut.

Nach einigen Minuten hörte er Schritte auf der Treppe. Sybille Bärs Stimme rief nach ihm. Rühl hörte, wie die Tür zu seiner Kammer geöffnet wurde, Sybille Bär ging hinein.

Obwohl er sich immer noch schwach fühlte, schlüpfte Rühl leise aus der Toilette, schloss die Tür wieder, nahm die Treppe, ging schnell und war nach ein paar Sekunden im Freien. Dort standen einige Schüler herum, die kaum Notiz von ihm nahmen.

Rühl lief zum Dorf und versteckte sich hinter einem Baum, bis ein Bus kam. Es schien aber niemand nach ihm zu suchen. Der Bus fuhr zum Bahnhof, dort nahm er den Zug. Zum Glück hatte er, wegen des Regens, seine Kapuzenjacke angezogen, in deren Innentasche sein Geld und sein Ausweis steckten.

In Mainz setzte sich Rühl in ein Café und aß ein Stück Kuchen, ohne zu wissen, weshalb. Er hatte keinen Hunger. Es war später Nachmittag, der Regen hatte wieder aufgehört. Am Bahnhof gab es mehrere Telefonzellen, dort suchte er in einem Telefonbuch die Adresse, die er brauchte. Zum ersten Mal seit Jahren nahm er sich ein Taxi. Das letzte Mal war nach dem Tod seines Vaters gewesen, vom Krankenhaus zum Bahnhof, irgendetwas, erinnerte er sich, war mit ihm gefahren, seine Mutter oder seine Schwester wahrscheinlich.

Das Haus des Direktors lag in Gonsenheim, einem Vorort, in dem viele Lehrer und mittlere Angestellte lebten. Als Rühl auf die Klingel drückte, kam ihm zum ersten Mal der Gedanke, dass niemand zu Hause sein könnte. Was dann? Was als Nächstes? Während er überlegte, klingelte er ein zweites Mal. Jetzt öffnete sich die Tür.

Rühl hätte im Nachhinein nicht sagen können, ob es die Frau des Direktors war oder der Direktor selbst, der ihn hereinbat. Er wusste auch nicht mehr genau, mit welchen Worten er die Störung entschuldigt und sein Anliegen geschildert hatte. Sicher machte er einen verstörten Eindruck, dazu kam seine ungewöhnliche Garderobe, die Kapuzenjacke, die Wanderschuhe.

Er saß im Arbeitszimmer des Direktors auf einem Sofa. Die Frau des Direktors brachte zwei Tassen Tee, dann ging sie wieder. Der Direktor saß ihm gegenüber auf einem Plüschsessel. Während Rühl sprach, stand der Direktor auf und ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab, dabei nahm er manchmal eine der Nippesfiguren in die Hand, die auf seinem Schreibtisch standen, betrachtete sie und stellte sie vorsichtig wieder zurück an ihren Platz.

Rühl gestand als Erstes, dass er die Unterprima B während der Klassenfahrt verlassen hatte, ohne Ankündigung, ohne

Erklärung. Die Kollegin sei jetzt dort alleine. Dies allein schon sei unverzeihlich, begründen könne er sein Versagen nur mit seinen Nerven, er befinde sich, wie der Direktor wahrscheinlich bereits bemerkt habe, in einer nervlichen Ausnahmesituation.

»Ich habe mit einer Schülerin unerlaubten intimen Kontakt gehabt«, sagte Rühl.

Der Direktor fragte, was er sich darunter im Einzelnen vorzustellen habe.

»Sie haben sich darunter Sex vorzustellen«, sagte Rühl. »Das Mädchen stand nachts vor meiner Zimmertür, es wollte zu mir, es schwärmt für mich, es hatte fast nichts an. Damit will ich nichts entschuldigen. An der ganzen Sache bin ganz allein ich schuld.«

Der Direktor wollte wissen, um welche Schülerin es sich handle, ob die Eltern informiert seien und ob eine Schwangerschaft im Bereich des Möglichen läge.

Rühl nannte den Namen. Er glaube nicht, dass die Eltern von der Sache wüssten. Eine Schwangerschaft sei unwahrscheinlich, er habe aufgepasst.

Der Direktor fragte, was jetzt mit dem Mädchen sei.

»Das weiß ich nicht«, antwortete Rühl.

»War sie denn noch unberührt?«, fragte der Direktor.

»Ich glaube schon«, sagte Rühl.

»Fahren Sie nach Hause, Dr. Rühl«, sagte der Direktor.

»Morgen gehen Sie am besten zum Arzt und lassen sich Beruhigungstabletten verschreiben. Er soll Ihnen auch gleich eine Krankmeldung geben, rückwirkend, ab heute. Ich fahre ins Schullandheim und schaue, was da los ist.«

Rühl spürte, wie Tränen in ihm aufstiegen. Der Direktor legte ihm die Hand auf die Schulter. Seine Stimme klang trotzdem kühl.

»Machen Sie bitte nicht so ein Bohei. So was kommt schon hin und wieder mal vor. Behalten Sie doch um Gottes willen die Nerven. Warum sind Sie denn abgehauen und zu mir gelaufen?«

Rühl schluchzte. »Ja, ist das denn nicht meine Pflicht?«

Der Direktor sagte nichts mehr, er griff Rühls Arm und führte ihn sanft zum Ausgang.

N. wechselte auf das Droste-Hülshoff-Gymnasium, an dem Sybille Bär unterrichtete, dort machte sie auch das Abitur. Obwohl Rühl ihm in Deutsch eine Vier minus gab, blieb Doubek zum zweiten Mal sitzen. Er versuchte, ebenfalls auf dem Droste-Hülshoff-Gymnasium anzukommen, wurde aber abgelehnt und begann eine Banklehre, die er nach kurzer Zeit abbrach.

Rühls Krankheit dauerte vier Wochen, danach waren ohnehin Ferien. Er wechselte nicht nur die Schule, sondern zog auch an den Stadtrand. Mit Sybille Bär sprach er nur noch einmal kurz am Telefon, sie rief an. Rühl erklärte ihr, dass er den Kontakt zu ihr abbrechen wolle, weil er sich zu sehr schäme, er könne ihr nicht mehr in die Augen schauen. Sie sagte, dass er sich bei ihr melden könne, wenn er es sich anders überlege. Sie sei jederzeit dazu bereit, mit ihm zu reden, falls er es wolle. Rühl wollte aber nicht. In dieser Hinsicht war er sich sicher.

Einige Monate nach dem Vorfall bekam er einen anonymen Drohbrief. Die Buchstaben waren aus einer Zeitung ausgeschnitten, der Text lautete: »Du Schwein wir kriegen dich eines Tages fühl dich nie sicher.« Rühl war der Ansicht, dass der Brief von Doubek kam. Er ging nicht zur Polizei.

Jahre später, als er bereits, lange vor der üblichen Pensionsgrenze, wegen gesundheitlicher Probleme aus dem Schuldienst ausgeschieden war, legte er, zum ersten Mal,

die Kassette ein, die N. ihm geschenkt hatte. Rühl war weißhaarig geworden. Er trug immer noch Anzug und lebte in einer kleinen Eigentumswohnung. Rühl brühte sich einen Tee, öffnete das Fenster, blickte auf den See. Und Rühl hörte »Stairway to Heaven«.

Dieses Weihnachtsfest würde Gunnar Reich bis zur letzten Sekunde seines Daseins in Erinnerung bleiben, weil er, während die Familie über dem Gänsebraten saß und sein Vater Geschichten aus dem Krieg erzählte, aufstand, zur Toilette ging und dort heftig masturbierte, obwohl er keine große Lust dazu hatte und dementsprechend lange brauchte. Dies erschien ihm als ein Akt des politischen Protestes gegen die verlogene Harmonie des Festes – die Ehe seiner Eltern war lange schon zerrüttet – und gegen die Lustfeindlichkeit der Gesellschaft.

Danach ging er an den Tisch zurück, an dem die anderen, seine Eltern, seine beiden Schwestern, die drei noch lebenden Großeltern und eine alleinstehende Tante, inzwischen mit dem Nachtsch beschäftigt waren. Nur an seinem Platz stand immer noch der Teller mit der halb gegessenen, inzwischen erkalteten Gänsekeule, besser gesagt der halb gegessenen halben Gänsekeule, den anderen Teil hatte seine ältere Schwester bekommen. Auf die Frage seines Vaters, wo er so lange geblieben sei, antwortete er, dass er, auf seine Weise, das Gleiche getan habe, was sein Vater mit Hilfe seiner Kriegsgeschichten tue, er habe sich einen runtergeholt.

Sein Vater begann, nach dieser Antwort, am ganzen Körper zu zittern. Dieses nervöse Zittern, das mit irgendeinem

Kriegserlebnis zusammenhing, überlief ihn immer, wenn er sich aufregte. Er zuckte wie ein Pferd, auf dessen Augen und Nüstern sich Fliegen gesetzt haben. Alle anderen am Tisch schwiegen und sahen seinem Vater beim Zittern zu, bis das Zittern, nach ein oder zwei Minuten, allmählich verebbte. Dann fragte seine Mutter, mit bemüht heiterer Stimme, ob noch jemand Pudding wolle. Der Vater räusperte sich und sagte, ja, gerne.

So ging es bei ihnen zu. Lüge und Verdrängung wurden großgeschrieben.

Gunnar Reich stand kurz vor dem Abitur. In seinen letzten Schulferien arbeitete er in der Waggonfabrik, die von allen so genannt wurde, obwohl dort längst keine Waggon mehr hergestellt wurden, sondern Geschenk- und Einwickelpapiere aller Art. In der Weihnachtszeit druckten sie schon das Papier für Ostern und nahmen, auch wenn es nur für zwei, drei Wochen war, ganz gern ein paar Schüler und Studenten als Aushilfen. Er belud fahrbare Paletten mit Kisten, auf denen lachende Hasen abgebildet waren, danach schob er das Osterpapier von der Produktionshalle etwa fünfzig Meter weit in die Lagerhalle, wo ein Arbeiter und ein Student es wieder abluden.

In den ersten Tagen testete er aus, wie oft er außerhalb der Pausen zur Toilette gehen durfte, ohne ernsthaften Ärger mit dem Vorarbeiter zu bekommen. Drei- oder viermal pro Tag wurden milde bespottet, schwache Blase, der Bubi. Beim fünften Mal hieß es: So geht's aber nicht, Kleiner, ab sofort eine Stunde Lohnabzug.

Viermal reichten ja auch, obwohl Gunnar Reichs persönlicher Rekord bei elfmal lag, aber das war ein extrem heißer Sommertag gewesen, im Schwimmbad. All diese halb nackten Körper um ihn herum und die Hitze und die Umkleide-

kabinen, wo man jederzeit hinkonnte und nur die Badehose runterziehen musste, es war zum Verrücktwerden. Viermal tagsüber, einmal morgens, ein- oder zweimal abends, das reichte ihm normalerweise.

Die Toilettentüren und auch die Zwischenwände reichten nicht bis zum Boden, es gab unten den üblichen Spalt. Er musste sich also hinsetzen, um nicht auffällig zu werden. Drei Minuten brauchte er mindestens. Wenn jemand drei Minuten lang in der Kabine steht, und es plätschert nicht, kann man sich denken, was los ist.

Am ersten Arbeitstag nach dem missratenen Weihnachtsfest, bei seiner zweiten inoffiziellen Pause, etwa um halb zehn, war zum ersten Mal eine der anderen Kabinen besetzt, die ganz hinten an der Wand. Insgesamt gab es fünf. Beim Eintreten fiel ihm das sofort auf. Eigentlich wollte er wieder kehrtmachen. Dann entschied er sich anders, ohne zu wissen, warum. Er ging in die vorletzte Kabine, die Kabine neben der, die besetzt war, und setzte sich. Er versuchte, so leise wie möglich zu sein.

Gunnar Reich wusste, dass seine Angewohnheit normal war, also relativ normal. Das wusste er seit Jahren, das konnte er überall lesen, sogar in der »Bravo« seiner kleinen Schwester. Vielleicht übertrieb er es ein bisschen, und wenn schon. Jeder Mensch ist halt anders. Es wurde aber immer mehr, die Tendenz war eindeutig steigend. Was ihn beunruhigte, war außerdem die Tatsache, dass ihn zu Mädchen, oder Frauen, eigentlich nichts hinzog, obwohl er nicht annahm, dass er schwul war. Er hatte ein paarmal versucht, sich das vorzustellen, wie das sein würde, was er tun würde, was ein Mann tun würde, aber das hatte ihn kaltgelassen. Trotzdem zog er diese Phantasie, um seiner Sache sicher zu sein, bis zum Ende durch.

Nein, er musste sich eine Frau vorstellen, damit es gut funktionierte. Aber außer Sex fand er an Frauen nichts, aber auch wirklich gar nichts anziehend. Die Vorstellung, mit einer Frau drei, vier oder fünf Abende verbringen zu müssen, bevor sie es endlich miteinander taten, denn so waren die Frauen nun einmal gestrickt, erschien ihm an manchen Tagen öde, an anderen Tagen machte ihm das Angst, an wieder anderen Tagen deprimierte ihn diese Aussicht einfach nur. Der Preis, den ein Mann für Sex zahlen musste, Zeit, Aufmerksamkeit, nicht enden wollende Gespräche, erschien ihm zu hoch. Eigentlich war er mit seiner Lebensweise ganz zufrieden, und genau das machte ihm Sorgen. Denn gerade diese Zufriedenheit war doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, das wirklich Perverse an ihm. Die unkomplizierte Coverversion mochte er lieber als den echten, hochkomplizierten und extrem arbeitsaufwendigen Originalsong.

In der Trennwand zwischen den beiden Kabinen befanden sich dort, wo ursprünglich ein Papierhalter befestigt gewesen war, zwei Löcher. Als Gunnar Reich sich, sechs Monate vor seinem neunzehnten Geburtstag, und noch immer unberührt, außer von ihm selber, niederkniete, um durch das größere der beiden Löcher zu spähen, war es ihm nicht ganz klar, was er eigentlich bezweckte, was er suchte, ob es endgültige Klarheit war über seine sexuelle Vorliebe, ob es der Einblick war in Techniken der Befriedigung, die ihm noch unbekannt waren und die sein Leben bereichern könnten, oder ob er einfach nur die Bestätigung dafür suchte, dass er, mit seiner sonderbaren Freude an der Einsamkeit, nicht alleine war auf der Welt, dass auch dieser Robinson Crusoe, auf seiner unbewohnten Lustinsel, eines Tages seinen Freitag finden könnte.

Er sah eine Frau, zumindest Teile einer Frau. Das Gesicht